

Wiesbaden, 28.9.2012 – Eröffnungsvortrag FRAGMENTE

**Marianne Gronemeyer**

**Wer arbeitet, sündigt ...**

**Ein Plädoyer für gute Arbeit**

Wer arbeitet, sündigt? Das scheint eine unhaltbare Aussage. Wir glauben doch eher das Gegenteil. Die Abertausende von Jugendlichen, die in den südlichen Ländern Europas und überall auf der Welt ohne Arbeit sind, bereiten uns Sorgen, nicht so sehr, weil uns der Gedanke quält, dass einer ganzen Generation zu verstehen gegeben wird, sie werde nicht gebraucht, sondern weil wir fürchten, dass die jungen Leute – so unbeschäftigt – auf die schiefe Bahn geraten, anomisch, gewalttätig, süchtig oder depressiv werden. Wer arbeitet, der Allgemeinheit, er macht sich nützlich, kann sogar Sinn finden, ist von dem Verdacht zu sündigt nicht, das klingt schon plausibler. Wer arbeitet, leistet seinen Beitrag zum Wohl schmarotzen und seine Zeit zu verplempern, freigesprochen und geht gerechtfertigt von dannen.

Um so mehr muss es allerdings verwundern und verwirren, dass wir so unglaublich viel Arbeit daran wenden, die Arbeit endgültig überflüssig zu machen. Der technische Fortschritt - der einzige Fortschritt, der zählt - soll uns die Arbeit vom Halse schaffen. Letztlich dienen alle Anstrengungen der industriellen Produktion dem einen Zweck, menschliche Arbeit zu erübrigen.

Immer mehr Aufgaben, die seit Menschengedenken arbeitenden Menschen oblagen, werden an Maschinen delegiert, die sie statt unserer erledigen. Eines nicht allzu fernen Tages werde der Mensch von allen Mühen, die ihm die Aufrechterhaltung seiner leiblichen, um nicht zu sagen animalischen Existenz abverlange, befreit sein und sich ganz der freien Betätigung seiner schöpferischen Kräfte, seinem Sinnen und Trachten, dem Genießen und der seligen Muße, kurz: seiner höheren Bestimmung widmen können. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“, dieser Satz, mit dem uns schon in Kindertagen aller Leichtsinns ausgetrieben wurde, wäre demnach auch menschheitsgeschichtlich das Gebotene. Wir arbeiten, um immer weniger arbeiten zu müssen. Arbeit ist darum ehrwürdig und entwürdigend zugleich. Sie ist heilige Pflicht im Dienst ihres eigenen Verschwindens. Es sträubt sich doch wirklich alles in uns gegen die skandalöse Feststellung, dass Arbeit grundsätzlich schädlich sein soll. Das würde ja bedeuten, dass die Arbeitslosen sozial verträglicher wären, dass die Nichtstuer gesellschaftlich weniger Schaden anrichten als diejenigen, die sich abschuffen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Man kann seine Arbeit gut oder schlecht machen, sicher, aber das rechtfertigt die Behauptung, dass es gute Arbeit prinzipiell nicht gibt, nicht. Der Titel ist jedoch keineswegs als Provokation, sondern

ernst gemeint. Ich sage tatsächlich, dass uns die Möglichkeit, gute Arbeit zu verrichten, abhanden gekommen ist. Alle Arbeit, die auf dem Arbeitsmarkt gehandelt wird, schadet mehr, als dass sie nützt. Und wer sich glücklich schätzt, auf dem Markt einen Job ergattert zu haben, nimmt in Kauf, dass er damit Schaden stiftet. Und wir hätten tatsächlich allen Grund zum Respekt vor den Arbeitslosen; einerseits, weil sie weniger zerstören und andererseits, weil sie ihrer kargen Alimentierung wegen weniger verbrauchen von den Vorräten, die unseren Nachkommen zustehen.

Demnach wäre es egal, ob ich in meinem Job Sahnetrüffel oder Tellerminen produziere? Und die ehrwürdigen Professionen des Heilens, Helfens und Lehrens unterschieden sich in dem, was sie anrichten, nicht von denen der Rüstungsarbeiter, Henker und Banker? - Sie unterscheiden sich schon. Sie bewirken sehr Verschiedenes; aber eben auch nichts Gutes. Was sind aber die Befunde, die ein solch schwerwiegendes Verdikt über unsere professionelle Arbeit rechtfertigen könnten?

- Zuallererst: Die moderne Arbeitswelt erzeugt immer mehr drop outs und gesellschaftlich Deklassierte. Alles, was sich nicht lohnt, wird ausgemustert und alle, die nichts leisten, werden für überzählig erklärt. Die Arbeitswelt wird immer mehr zum Kriegsschauplatz, auf dem sich Selbstbehauptungskämpfer immer härtere Schlachten liefern.

- Ein anderer Befund ist beinahe noch beunruhigender: Im Zuge der Ökonomisierung aller Lebensbereiche hat sich eine „Monokultur des Effizienzdenkens“ ausgebreitet. Darin werden alle persönlichen Beziehungen, alle Eigenheiten und Besonderheiten der in den Arbeitsprozess Involvierten als Störung wahrgenommen und ausgeschaltet. Ideal ist ein Arbeitsprozess, der wie am Schnürchen läuft, verfahrensförmig, programmierbar, vorhersehbar, durchorganisiert. Gebraucht wird der „funktionale Mensch, dessen Leben „abläuft wie der Kolben in einem gut isolierten Glaszylinder“, wie „eine ihn selbst ersetzende Funktion.“

- Drittens ist vom Müll zu reden. Nicht von dem in die geordneten Bahnen der Müll'entsorgung' und Müllverwertung gelenkten, gewinnträchtigen Müll. Auch nicht von jenem, der sich wie ein Schimmelbezug über die Oberfläche der Erde ausbreitet und sogar in ihre Tiefe dringt. Ich meine nicht den Müll, der als schädliche **Nebenwirkung** industrieller Produktion, in Kauf genommen wird, sondern den, dessen Produktion ihr **Hauptzweck** ist. Man kann von nahezu allen Industrieprodukten, die fabriziert werden unter der Vorgabe, dass Wachstum sein müsse, sagen, dass ihr eigentlicher Daseinszweck darin besteht, Müll zu sein. Sie werden hergestellt, so fordert es die Wachstumslogik, nicht um ihrer Brauchbarkeit und Tauglichkeit willen, sondern um ihrer möglichst schnellen Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit willen. Sie werden als Müll produziert, das heißt sie sind bereits Müll, bevor sie in Gebrauch genommen werden. Sie werden dazu nicht erst durch Verschleiß, Ausmusterung oder Verschrottung. Haltbarkeit und Robustheit sind längst keine

Markenzeichen mehr, mit denen für ein Produkt geworben werden kann. Geworben wird für das Allerneueste. Wenn der Wert eines beliebigen Gegenstands darin besteht, brandneu zu sein, der letzte Schrei, die Überbietung alles bisher Dagewesenen, dann ist er in demselben Moment, in dem er auf den Plan tritt, bereits im freien Wertverfall begriffen, denn er ist ja nur die Vorstufe des neueren Neuesten, das ihm folgt, er trägt den Makel des Überholten und Defizienten bereits in sich, bevor er zum Zuge kommen kann. Wir leben also in einer Gesellschaft, die sich der Produktion von Müll verschrieben hat, die ihre bis zum Rasen gesteigerte Dynamik dem Müll verdankt, die ihre besten Kräfte dem Müll widmet und für die die Vermüllung konstitutiv ist. In unseren allergeordnetsten Verhältnissen sind wir Müllbewohner, denn wir fristen unser Dasein inmitten von Dingen, Ideen, Erfahrungen und Fähigkeiten, die kaum, dass das Licht der Welt sie gesehen hat, schon zum alten Eisen gehören. Alle unsere Arbeit dient der rasant beschleunigten Umwandlung unserer Welt in Müll, der dann seinerseits das einzig Beständige ist. Das gilt auch für die Dienstleistungswaren. Auch sie sind nicht dazu ausersehen zu helfen oder Abhilfe zu schaffen, sondern dazu, die allgemeine Hilflosigkeit zu mehren und Versorgungsbedürftigkeit zu schüren.

Der modernste Müll ist demnach nicht der, der auf Deponien lagert, sondern in den Regalen der Kaufhäuser und in den Werbebroschüren der Dienstleistungsindustrie feilgeboten wird, als Müll unkenntlich und deshalb durchaus Objekt der Begierde: „Abfall ist das finstere, schändliche Geheimnis jeglicher Produktion. Es soll vorzugsweise ein Geheimnis bleiben“, schreibt Zygmunt Bauman.

- Und schließlich - viertens - ist alle moderne, industrielle Arbeit parasitär. Arbeit entsteht ja nicht ex nihilo. Sie ist angewiesen auf eine Fülle von Gegebenheiten, denen sie ihr Zustandekommen verdankt, auf die Gaben der Natur ebenso wie auf das kulturelle Erbe.

- Da sind zuerst unsere körperlichen Besonderheiten, die uns zur Arbeit geeignet machten: Das Wunder des gegenstehenden Daumens, der uns instand setzt, etwas zu ergreifen - und dann auch zu begreifen; die herrliche Gabe des aufrechten Ganges, der uns freie Hand gibt und uns erlaubt, Hand anzulegen an die Welt.

Wenn wir die kostbaren Bestände der kulturellen Hinterlassenschaft unserer Vorfahren durchmustern, treffen wir zuallererst auf die **Sprache**, die es uns ermöglicht, uns zu verständigen und einander ‚in Anspruch‘ zu nehmen. Ihr verdanken wir, dass wir uns überhaupt etwas ‚in den Kopf setzen‘ können, dass wir uns etwas vornehmen und uns Ziele geben können, dass wir die Erfahrungen anderer aneignen und unsere eigenen Erfahrungen weitersagen können.

- Ein unerhört vielgestaltiger Schatz an **Werkzeugen**, die uns unsere Arbeit erleichtert oder überhaupt erst möglich gemacht haben, ist auf uns gekommen als Erbe von Tausenden von Jahren.

- Eine weitere Voraussetzung, auf der die Arbeit gründet, ist die **Erfahrungsgeschichte** der Menschheit einerseits und die **Lerngeschichte** eines jeden Individuums andererseits. Jeder Werkschaffende, wie anspruchslos seine Arbeit auch sein mag, hat eine Menge Vorleistungen erbracht, ehe er oder sie sich an die Arbeit macht.

- Weiter setzt jede Arbeit, die gut gemacht sein will, beim Schaffenden den Wunsch oder mindestens die **Bereitschaft, hart und gut zu arbeiten**, voraus. Diese Bereitschaft ist nicht von selbst da. Woher kommt sie? Wie wurde sie erworben und wie wird sie am Leben gehalten gegen alle Widrigkeiten, Enttäuschungen, Frustrationen und Lustlosigkeiten, die sich im Laufe eines Arbeitslebens einstellen mögen?

- Keine Arbeit ist im Alleingang möglich, selbst dann nicht, wenn ich ganz allein vor meiner Aufgabe stehe. Arbeit ist immer kooperativ und relational, mit tausend Fäden geknüpft an **soziale Zusammenhänge** über Generationen hin.

- Und vor allem braucht es die **Gaben der Natur**, die der Arbeit ihr Material, ihre Stoffe und ihre treibenden Kräfte zur Verfügung stellt: an erster Stelle den Grund und Boden, auf dem alles gedeiht und der alle Werkstoffe in sich schließt; dann die Kraftquellen, die der Arbeit Antriebskräfte liefern, Sonne, Luft und Regen, Wind und Wetter, das Feuer und die mitschaffenden Lebewesen über und unter der Erde und vieles mehr.

All dieser Quellen bedient sich die industrielle Arbeit, aber sie erstattet an sie nichts zurück. Sie bleibt schuldig, was sie ihnen schulden würde, sie richtet sie bedenkenlos zugrunde ohne etwas dazu beizutragen, dass sie am Leben bleiben. Die Geschicklichkeit des gegengreifenden Daumens liegt brach, wenn wir auf Tastaturen hämmern, Knöpfe drücken und Schalter umlegen. Aber ohne diese Geschicklichkeit sind wir nicht nur ungeschickt, sondern auch verblödet, denn Greifen und Begreifen bedingen sich gegenseitig. Den aufrechten Gang haben wir schon, als homo transportandus preisgegeben, erst recht aber als bildschirmglotzende Sesselhocker. Die Sprache wird unter dem Einfluß moderner Arbeit zu einem technizistischen Uniquak aus Kürzeln und bedeutungslosen Plastikwörtern zugerichtet, das jede Verständigung zur gefährlichen Banalität macht. Die Werkzeuge souverän und gekonnt zu handhaben, haben wir verlernt. Stattdessen sind wir selbst als Funktionspartikel in die Maschinerie geraten. Erfahrungen spendiert die moderne Arbeit längst nicht mehr, allenfalls Funktionswissen. Und die Natur siecht dahin. Aber wir sollen uns über den Verlust nicht grämen. Alles, was **gute Arbeit**, umsonst hergibt, Erfahrung, Wissen, Fähigkeit, Konvivialität, Gespräch, Geschicklichkeit und Zufriedenheit und nicht zuletzt Humus, Grund und Boden, kann man jetzt auf dem Markt der unbegrenzten Möglichkeiten kaufen.

So wird der Niedergang der ‚Guten Arbeit‘ doppelt lukrativ. Erst wird auf Teufel komm raus produziert, was den Menschen ersetzt, und dann auf Teufel komm raus, was ihm ersetzt, worum er betrogen und was ihm entzogen wurde. Das ginge noch an, wenn der Ersatz, das Original wirklich ersetzen könnte. Das soll er freilich nicht. Denn jetzt sollen ja die arbeitenden Menschen all das, was sie bei der bäuerlichen Arbeit, im Handwerk und bei schöpferischen Tätigkeiten umsonst hatten, als Konsumenten für Geld kaufen. Tatsächlich kann man heute alles kaufen: Erlebnis, Vergnügen, Beschäftigung, körperliche Ertüchtigung, Lust, Abenteuer, Gemeinschaft, Trost, Zeit, Gesundheit, Anerkennung, Natur, Kreativität. und sogar Mühe. Nur dass in all den Mogelpackungen nicht drin ist, was drauf steht. Das haben die Massenwaren so an sich, dass sie nichts taugen, denn ihr eigentlicher Daseinszweck ist nicht, dass sie gebraucht werden, sondern dass sie gekauft werden.<sup>1</sup> Und was kümmert es die Waren, wenn sie die Konsumenten nicht zufrieden stellen. Im Gegenteil: zufriedenstellend sollen sie gerade nicht sein, denn seinen fortgesetzten Konsum garantiert der Konsument nur, wenn er dauerhaft bedürftig ist, aber der Illusion anhängt, er könne sich durch den jeweils nächsten Kauf aus seiner Bedürftigkeit erlösen.

Vier gewichtige Indizien also für die Schädlichkeit moderner Arbeit: die massenweise ‚Produktion‘ von drop outs; die Zerstörung aller Besonderheit, Vielfalt und Überraschung zugunsten reibungslosen Funktionierens; die Unfähigkeit etwas anderes als Müll zu produzieren; die hemmungslose Ausplünderung ihrer eigenen Daseinsbedingungen. Aber wenn das so ist, warum arbeiten wir dann eigentlich? Was für eine Frage? Weil wir müssen, natürlich. Arbeit ist – vom Sterben abgesehen - die unfreiwilligste aller menschlichen Tätigkeiten, ein ebenso lästiges wie unvermeidliches Übel, das uns die Zeit und die Kraft für das *eigentliche* Leben stiehlt. Ich möchte darauf wetten, dass selbst diejenigen, die sich dazu durchringen, an ihrer Arbeit ‚Spaß‘ zu finden, vor die Wahl gestellt, ob sie lieber in Urlaub fahren oder ihrer Arbeit nachgehen wollen, dem Urlaub den Zuschlag geben würden, es sei denn, sie sind der Raserei verfallen.

Die Frage nach dem Beweggrund unserer Arbeit ist im Vorhinein beantwortet. Sie ist also überflüssig. So scheint es. Und doch gibt es sogar zwei andere mögliche Antworten auf sie: „Ich arbeite, weil ich will“; und: „Ich arbeite, weil ich kann“. In diesen drei Antworten gibt sich das ganze Spektrum der Beweggründe der Arbeit zu erkennen. Arbeit ist entweder fremdbestimmt - ich arbeite, weil ich muss -, oder sie ist selbstbestimmt - ich arbeite, weil ich will. Das ist die eine Alternative. Die andere ist verzwickter: Ich arbeite wegen eines Mangels, der nach Beseitigung verlangt: Ich arbeite, weil ich etwas zu essen, ein Dach über dem Kopf, oder die notwendigen Mittel um überhaupt arbeiten zu können, brauche. Oder ich arbeite, weil ich eine Fähigkeit, ein Talent, eine Begabung oder Bestimmung in mir fühle, die betätigt und zur Erscheinung oder zum Erblühen gebracht sein will. ‚Mangelmotivation‘ und

---

<sup>1</sup> Vgl. Anm. 8 in diesem Kapitel

‚Überschußmotivation‘ hat Erich Fromm diese beiden Spielarten genannt. Die Mangelmotivation trägt deutlich die Spuren der Fremdbestimmung, während die Überschlußmotivation die Freuden der Selbstbestimmung verheißt.

Wenn wir uns nun auf die Suche nach der guten Arbeit, die es in unseren Arbeitsverhältnissen nicht mehr gibt, begeben und herausfinden wollen, wo man sie finden könnte, dann scheint Selbstbestimmung eine unerläßliche Bedingung guter Arbeit zu sein, während Fremdbestimmung ein sicherer Indikator für schlechte Arbeit ist. Gehen wir dieser Spur einmal nach.

Dass Selbstbestimmung die *conditio sine qua non* aller Arbeitsmotivation ist, erkennen selbst die hartgesottensten Arbeitsökonomien und Rationalisierer an. Fremdbestimmung ist demotivierend, aber alle Lohnarbeit ist nun einmal fremdbestimmt. Und weil das kontraproduktiv ist, wird in der modernen Arbeitswelt viel darüber gegrübelt, wie man fremdbestimmter Arbeit den Anschein von Selbstbestimmung geben kann. Das ist im Großen und Ganzen recht gut gelungen. Die Mehrheit der Lohndiener würde schon aus Selbstachtung entschieden bestreiten, nur fremdbestimmt zu arbeiten und keine Spielräume für eigene Entscheidungen zu haben. Der Unterschied zwischen selbstbestimmter und fremdbestimmter Arbeit ist unkenntlich geworden, und das ist ganz im Sinne derer, die das Sagen haben. Es kann ihnen gar nichts Besseres passieren, als wenn die Untergebenen sich ihrer Willensfreiheit rühmen und an ihre Entscheidungsfreiheit glauben. Betrug und Selbstbetrug wirken einträchtig zusammen. Um beides zu durchschauen, müssten Illusionen geopfert und schmerzliche Einsichten zugelassen werden. Denn natürlich möchte man sich lieber als Herr im eigenen Hause fühlen denn als Knecht unter fremder Knute. Je weniger fühlbar, je moderner sie ist, desto umfassender ist also die Fremdbestimmung.

Fremdbestimmung entfremdet mich in dreifacher Hinsicht von meiner Arbeit:

Erstens: Ich diene *Zielen*, auf die ich keinen Einfluss habe. Sie sind mir vorgegeben und stehen nicht zur Diskussion. Ich muss ihnen nicht einmal zustimmen, ja noch nicht einmal wissen, für was ich meine Arbeitskraft hergebe.

Zweitens: An die *Mittel*, mit denen ich meine Arbeit verrichte, kann ich nur über einen Arbeitsplatz gelangen, der mir meine Position und meine Funktion in einem Arbeitsprozess anweist, den ich nicht überblicke. Von der Gewährung dieses Arbeitsplatzes bin ich existenziell abhängig.

Und schließlich - drittens - bin ich vom Ergebnis meiner Arbeit abgeschnitten. Genauer: meine Arbeit hat gar kein Ergebnis. Ihr Lohn bleibt aus. Ich werde buchstäblich ent-lohnt. Was durch meine Arbeit hervorgebracht wird, kommt mir nicht zugute. Es gehört mir nicht, ich nehme es nicht in Gebrauch, ich kann mich nicht in ihm wiedererkennen, normalerweise weiß ich nicht einmal, was es ist.

Wer einen andern unter seinen Willen zwingt, also Macht über ihn ausübt, muss mit dessen Wider-Willen rechnen. Um diesen Widerwillen oder diesen Unmut zu neutralisieren, muss fremdbestimmte Arbeit akzeptabel gemacht werden. Das kann auf sehr verschiedene Weise geschehen. Die primitivste und auch anfälligste Art, den Eigenwillen eines Andern zu brechen, ist seine gewaltsame Unterwerfung. Wer über die entsprechenden Machtmittel verfügt, kann die Arbeit Anderer erzwingen. Das ist das Prinzip der Galeere. Das hat allerdings seine Schattenseiten. Sklavenarbeit braucht Sklavenaufseher, unwillig getane Arbeit wird zudem in der Regel schlecht getan; abgesehen einmal davon, dass es an den total ausgeplünderten Arbeitssklaven dann auch nichts mehr zu verdienen gibt, denn sie fallen als Konsumenten der Arbeitsprodukte, mangels Kaufkraft aus. Darum setzte sich ein anderes Konzept der Aneignung von fremder Arbeitskraft durch: die Lohnknechtschaft. Die Arbeitsmenschen werden für ihre Beherrschung entschädigt, damit sie sich bereitwillig statt unwillig zur Verfügung stellen. Jede Lohnzahlung lässt sich als eine Ent-Schädigung für zugefügten Schaden verstehen, während wir gewohnt sind, sie als Gegenleistung für geleistete Arbeit anzusehen.

Elegant und unauffällig wird Fremdbestimmung erst, wenn sie sich eines Paradoxes bedient: Obwohl dem fremdbestimmt Arbeitenden die Souveränität, seine eigenen Ziele zu bestimmen, abgesprochen wird, wird ihm in modernen Arbeitsverhältnissen Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit abverlangt, und die Höhe seines Lohnes bemisst sich geradezu daran, wie ‚selbständig‘ und ‚eigenverantwortlich‘ er oder sie arbeitet. Diese Eigenverantwortlichkeit ist illusionär, denn Eigenverantwortlichkeit, die mir jemand aufnötigen kann, hört augenblicklich auf zu sein, was sie zu sein vorgibt. Ich soll verantworten, was meinem Einfluss im Vorhinein entzogen ist. Ich werde dafür bezahlt, dass ich Selbständigkeit und Verantwortlichkeit perfekt simuliere. Das Arbeitsarrangement begünstigt die Illusion. Dem äußeren Anschein nach treffe ich souveräne Entscheidungen. Das Gerede um die ‚flachen Hierarchien‘ ist Teil dieser Selbstbestimmungspropaganda. Bereitwillig nehme ich den Anschein von Selbstbestimmung für bare Münze und bin verlässlich dienstbar für Zwecke, die nicht meine sind. Um den schwer erträglichen Widerspruch zwischen meiner illusionären und meiner realen Arbeitssituation vor mir selbst zu kaschieren, übernehme ich die fremden Ziele, in deren Auftrag ich tätig bin, als meine eigenen und mobilisiere dann, ohne mich unter Zwang zu fühlen, Kräfte, die ich normalerweise nur für eigene Zielsetzungen und persönliche Herzensanliegen aufbringen könnte. Ich erfahre mich als ‚selbstbeherrscht‘ und nehme dafür sogar in Kauf, mich selbst auszubeuten. Das ist, wie gesagt, die eleganteste Variante der Arbeitserzwingung und die totalitärste. Sie ist den gehobenen Positionen in der Arbeitshierarchie vorbehalten, jenen, in denen die hoch ausgebildeten Eliten sich tummeln.

Dort darf man sich nach Herzenslust souverän fühlen, während man doch nichts weniger als das ist.

In den unteren Etagen gelten einfachere Spielregeln. Dort wird den Arbeitenden ihre Selbstbestimmung mit mehr oder weniger kargem Lohn abgekauft und ihr Widerwille durch die Androhung von Arbeitsplatzverlust im Zaum gehalten. Und kaum jemand würde etwas Anstößiges oder Skandalöses daran finden können, dass derjenige, der die Arbeit bezahlt, sie auch seiner Zwecksetzung unterwerfen kann. Wer seine Arbeit verkauft, dem gehört sie halt nicht mehr. Das scheint so vollkommen selbstverständlich und rechtens, dass es schon harter Gedankenarbeit bedarf, um diese Selbstverständlichkeit anzuzweifeln. Natürlich gehört mir nicht mehr, was ich verkauft habe. Und wer meine Arbeitskraft gekauft hat und sie fortlaufend bezahlt, der kann sich ihrer als eines Mittels bedienen, mit dem er seine Absichten realisiert. Das ist der Deal.

Tatsächlich wurde schon von alters her der Handwerker für seine Arbeit mit Geld bezahlt. Dennoch würden wir ihn nicht fremdbestimmt nennen müssen. Die Fremdbestimmung seiner Arbeit, entscheidet sich nicht daran, dass er etwas verkauft, sondern daran, was er verkauft. Der ausschlaggebende Unterschied besteht darin, ob er sein Werk, genauer ein Werkstück oder seine Arbeitskraft verkauft. Erst mit dem Verkauf der Arbeitskraft wird die Fremdbestimmung total.

Aber ist es denn richtig, dass alle Arbeit, zu der ich von außen bestimmt werde, zwangsläufig schändlich und erniedrigend ist? Es hilft uns möglicherweise überhaupt nicht weiter, wenn wir ganz selbstverständlich, geradezu reflexhaft fremdbestimmte Arbeit negativ und selbstbestimmte positiv beurteilen. Ich könnte geradezu umgekehrt argumentieren und darauf bestehen, dass nur fremdbestimmte Arbeit, also solche, zu der ich bestimmt oder ‚berufen‘<sup>2</sup> bin und die mich unter einen ‚Anspruch‘ stellt, gute Arbeit sein kann. Während selbstbestimmte Arbeit vielleicht in erster Linie auf Eigennutz spekuliert, ist Arbeit, zu der jemand in Anspruch genommen und berufen wird, von vornherein in ein soziales Gefüge eingebunden. Die für diesen Vorgang der Beauftragung benutzten Wörter oder Wortkombinationen: ‚berufen, in Anspruch nehmen, bestimmen, jemandem etwas zur Aufgabe machen‘, bezeichnen alle ein Geschehen zwischen Menschen, die als Sprechende und Hörende aufeinander bezogen sind. Wer jemanden ‚beruft‘, muss einen Hörer finden. Das gleiche gilt, wenn er ihn ‚in Anspruch nehmen‘ will. Wenn jemand zu etwas bestimmt wird, wird ihm zugleich eine Stimme verliehen, kraft derer er selber Sprecher werden kann.

---

<sup>2</sup> Es ist ja oft darauf hingewiesen worden, dass ‚Beruf‘ und ‚Berufung‘ sprachlich so eng miteinander verwandt sind, dass man unmöglich das eine ohne das andere denken kann. Aber wir haben das Unmögliche möglich gemacht. Unsere Berufe haben jede Bedeutungsähnlichkeit mit der Berufung, mit etwas also, wozu man persönlich herbeigerufen wird, eingebüßt.

Wer jemandem etwas zur Aufgabe macht, sucht als Gebender einen Empfänger, der bereit ist, seinen Eigenwillen vorübergehend ‚aufzugeben‘, also seinerseits Geber zu werden. Was diese Fremdbestimmung von Bemächtigung, was die Berufung von der Ausbeutung unterscheidet, ist, dass Auftraggeber und Auftragnehmer sowohl Sprecher als auch Hörer sind. Sobald einer nur anordnet und der andere stumm bleibt und ausführt, was ihm vorgeschrieben wurde, wird nicht Fremdbestimmung, sondern Herrschaft ausgeübt. Nennen wir sie also Fremdbeherrschung. So gesehen wären also Fremdbestimmung und Selbstbestimmung gar keine unversöhnlichen Gegensätze.

Berufen kann nur ein Auserkorener werden, einer, der zu der Bestimmung, die ihm zgedacht ist, in jeder Hinsicht stimmt. Eine Berufung stiftet eine unverwechselbare Bezogenheit zwischen Rufer und Berufenem und der Aufgabe, die sie miteinander teilen. Sie ist so konkret, dass sie nur namentlich geschehen kann. Jemanden berufen, ist etwas ganz Anderes als ihn auf seine Eignung für ein Projekt hin zu mustern. Die Eignungsprüfung ist vom Gesichtspunkt der Selektion bestimmt und konzentriert sich auf die Ausmusterung der Ungeeigneten.<sup>3</sup> Die Berufung hingegen ist eine Einladung, die den Berufenen in eine Aufgabe und in eine Gemeinschaft hereinholt.

Sie setzt gerade nicht voraus, dass der Angesprochene das erforderliche Know how bereits mitbringt und die geforderte Könnerschaft routiniert handhaben kann, sondern eher umgekehrt, dass er oder sie über sie noch nicht verfügt. Auf den Berufenen richtet sich eine Hoffnung, auf den Getesteten eine Erwartung.

Ich berufe jemanden zu einer Aufgabe, die er „- zumindest zunächst - kaum bewältigen kann“, setze ihm Ziele, „die seine Möglichkeiten - zumindest im Moment- überschreiten“, und lege Qualitätsmaßstäbe an, „die jedes Mal weit über seinen - augenblicklichen - Fähigkeiten liegen“. <sup>4</sup> Ich traue also jemandem etwas, was er noch nicht ist und noch nicht unter Beweis stellen kann, zu und gehe das Wagnis ein, mich in ihm zu irren. Dazu ist etwas notwendig, was nur in einem persönlichen Verhältnis seinen Platz hat: gegenseitiges Vertrauen. Wer sich zutraut - und das ist wahrlich ein Wagnis -, einen Anderen fremdzubestimmen, muss vor allem sich und dem Andern Rechenschaft über die Rechtmäßigkeit der Aufgabe geben. Er muss im Rahmen des Möglichen sicher sein, dass er den Andern nicht zu schädlicher, zerstörerischer oder überflüssiger Arbeit anstiftet. Wenn ich jemandem etwas zu tun gebe, von dem ich glaube, dass es unbedingt getan werden muss, hoffe ich, dass der Andere darin mit mir übereinstimmt und sich angesichts des Vertrauens, das ich ihm setze, zutraut, sich der Sache anzunehmen. Insofern Fremdbestimmung eine Beziehung zwischen Dreien stiftet, dem Rufer, dem Berufenen und der Aufgabe, müssen alle drei gleiches Gewicht haben. Sobald eine der drei Instanzen das Übergewicht bekommt und die Belange der anderen benachteiligt oder ganz missachtet werden, wird gute Arbeit unmöglich. Wenn die Aufgabe

---

<sup>3</sup> Adorno, Theodor W.: *Minima moralia* ....

<sup>4</sup> Bauman, Zygmunt: *Wir Lebenskünstler*, Berlin 2010, S. 38.

dominiert, werden diejenigen, die sie tun, instrumentalisiert, wenn die Beauftragten dominieren, herrscht pädagogische Tyrannei, wenn der Auftraggeber dominiert herrscht Ausbeutung. Alle drei Instanzen müssen füreinander nicht nur in Rufweite, sondern auch hörfähig sein, um die immer gefährdete Balance zwischen ihnen aufrecht zu erhalten. Dafür aber braucht es überschaubare Zusammenhänge, kleine Einheiten und kurze Wege. Nichts von dem findet sich in der modernen Berufswelt. Beruf und Berufung sind mittlerweile so weit auseinandergedriftet, dass sie trotz ihrer engen sprachlichen Verwandtschaft keine Gemeinsamkeit mehr haben. Dies ist ein weiteres Beispiel dafür, dass wir uns über die bindende Macht unserer Sprache achtlos hinweggesetzt haben und uns Wörter mit gutem Klang für schlechte Gewohnheiten ausleihen.

Wenn ich jemanden fremdbestimme, dann muss also die Aufgabe bedeutsam, ja notwendig sein. Ich berufe jemanden, weil ich ihn oder sie in einer wichtigen Angelegenheit brauche, und zwar ausdrücklich diesen besonderen Anderen für dieses besondere Anliegen brauche. Menschen werden durch die Aufgaben, die ihnen im Laufe ihres Lebens gestellt werden, geprägt und in ihrem Werdegang bestimmt. Wer mit Überflüssigem beschäftigt wird, wird selber austauschbar und überflüssig. Wem Belanglosigkeiten zugemutet werden, wird selber belanglos. Wer dagegen mit ernstem Anliegen betraut wird, kann wachsen. Die Möglichkeit, überhaupt ‚Ich‘ zu sagen hängt daran, dass ich in meiner Lebensgeschichte oft genug für bedeutsame Aufgaben ‚in Anspruch‘ genommen wurde: „Das Hören, daß wir für andere da sind und etwas bedeuten, daß sie etwas von uns wollen, geht also dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, voraus. Dass wir Befehle von außen erhalten und von außen beurteilt werden, gibt uns Selbstbewusstsein. Denn nun empfinden wir uns als Etwas und Besonderes gegenüber diesem Befehl und diesem Urteil. Etwas anderes und etwas Besonderes zu sein, ist das Grunderlebnis des Ich.“<sup>5</sup>

Wenn wir auf unsere Schulen und Hochschulen schauen, dann müssen uns erhebliche Zweifel kommen, ob die Aufgaben, mit denen Schüler in Trab, wenn auch nicht bei Laune gehalten werden, diesen Anforderungen genügen. Können wir uns Lehrer vorstellen, die auf die Mitarbeit ihrer Schüler für eine wichtige gemeinsame Angelegenheit angewiesen sind? Können wir uns Schüler vorstellen, die das im Ernst erwarten? Die Aufgaben, die Schülern und Studenten auferlegt werden, sind beinahe ausnahmslos trivial. Schulen sind wahre Produktionsstätten für belanglose Aufgaben. Allein die Tatsache, dass immer alle das Gleiche tun müssen und immer alle am festgelegten Standard gemessen werden, macht die Arbeit, die in der Schule geleistet wird - von Schülern wie von Lehrern - systematisch belanglos. Dass ein Schüler mit einer ihm gemäßen Aufgabe befasst werde, wird nicht

---

<sup>5</sup> Rosenstock-Huessy, Eugen: Die Sprache des Menschengeschlechts, Bd. 1, Heidelberg 1963, S. 754.

einmal mehr für wünschbar gehalten. Dass ein Professor sich um Talent und Begabung jedes seiner Studenten sorgt, macht ihn zu einem Störfaktor im Betrieb. Aufgaben müssen nicht bedeutsam sein, wenn nur die Resultate abprüfbar sind und mit einer Note erledigt werden können. Und an die Stelle der Kooperation bei der Bewältigung wichtiger Aufgaben ist die Konkurrenz getreten, die jede Erkenntnis und alle Wahrheitssuche dem Siegeswillen und der Imagepflege opfert. Aus Lehrenden und Lernenden sind Prüfer und Prüflinge geworden und die Aufgaben sind zum Prüfstoff verkommen, wodurch selbst Inhalte von erheblicher Tragweite zu Bagatellen werden. Bildung ist von diesen Bildungseinrichtungen nicht zu erwarten und wird auch nicht von ihnen erwartet. Man kann in ihnen reussieren oder scheitern, das ist alles. Dass sich im Einzelfall Bildung dennoch ereignet, weil Lehrer und Schüler trotz alledem auch unter den widrigsten Umständen dort einander und ihre Aufgaben finden, ist ein Wunder, ändert aber nichts an dem traurigen Fazit. Wäre diese Prozedur nur einfach wirkungslos, dann könnte man die vergeudete Zeit und die verschwendeten Steuergelder beklagen, und müsste sich sonst nicht weiter aufregen. Dann wäre die Sache eben einfach unnütz. Tatsächlich aber ist sie sehr wirksam, und es wird dabei eine verheerende Lektion gelernt, nämlich die, dass es auf mich überhaupt nicht ankommt, auch nicht auf das, was ich tue oder kann oder lasse, nicht darauf, ob ich Gutes oder Böses im Sinn habe oder ignorant gegenüber beidem bin, sondern lediglich darauf, dass ich mithalten kann im Kampf um Rang und Vorteil.

Fremdbestimmung ist umso kostbarer, je fremder sie ist. Auch hier gilt die von Adorno getroffene Feststellung, dass „nur Fremdheit ... das Gegengift gegen Entfremdung“ sei.<sup>6</sup> Die Selbstbestimmung oder das, was wir so nennen, weil es unserem eigenen Antrieb folgt, greift ja notwendig auf das, was ich schon kenne und kann, was schon in meinem Horizont ist, zurück. Man kann bei ‚selbstbestimmten‘ Tätigkeiten durchaus die eigene Könnerschaft verfeinern, sie sogar auf die Spitze zu treiben. Aber wie soll denn das Andere, das Noch-Nicht meiner selbst hervorgehoben werden, wenn nicht durch die Herausforderung des Fremden. ‚Selbstbestimmung‘ wird die Fähigkeiten, die unerprobt und unerweckt in mir schlummern, nicht erwecken. Sie hat einen autistischen Zug und ist eher langweilig. Das fanden auch die Kinder, die in den sechziger und siebziger Jahren antiautoritäre Erziehung<sup>7</sup> genossen und die sich, wenn sie morgens in ihren antiautoritären Kindergarten kamen, einigermaßen besorgt erkundigten, ob sie heute schon wieder machen müssten, was sie wollten. Man kann diese Frage natürlich als einen erschreckenden Beleg für ihre

---

<sup>6</sup> Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*, in: ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. 4, Darmstadt 1998, S. 105.

<sup>7</sup> ‚Antiautoritäre Erziehung‘ ist ein Widerspruch in sich selbst. Tatsächlich aber hat die ‚antiautoritäre Erziehung‘ die Pädagogisierung der Kindheit auf eine unumkehrbare Weise vorangetrieben. Es liegt eine gewisse Tragik darin, dass die überfällige Bekämpfung des autoritären Erziehungsstils, der die Spuren des preußischen Drills und des nationalsozialistischen Ordnungswahns nicht ablegen wollte, diese Wirkung hatte, dass das Generationenverhältnis zum pädagogischen Projekt wurde.

konsumistische Verirrung nehmen. Ich glaube eher, diese Kinder haben von den Erwachsenen ihre Berufung eingefordert und haben verstanden, dass sie nicht ernst genug genommen wurden für eine wichtige Bestimmung. Sie haben einfach gefunden, dass Selbstbestimmung langweilig ist und unter ihrem Niveau bleibt.

„Das Vergnügen daran, daß es in einer Sache auf einen ankommt, die nicht nur für einen selbst wichtig ist. Daß man etwas bewirken und eine Spur hinterlassen kann“, dass man gebraucht wird oder gar unersetzlich ist, „ist ein tief beglückendes Gefühl...“<sup>8</sup>

Einzig Fremdbestimmung und in Maßen auch Selbstbestimmung sind Quellen, aus denen Arbeitsfreude - ich benutze bewußt nicht das Wort ‚Motivation‘ – sich erneuern kann. Beide sind in unseren modernen Arbeitsverhältnisse systematisch ausgeschlossen. Irgendetwas muß nun allerdings an die Stelle der verwüsteten Arbeitsfreude treten.

Und hier hilft nun die im oben beschriebenen Sinn die Motivationsindustrie weiter, jener schäbige Ersatz, mit dem, was durch die Arbeit zerstört wurde, substituiert wird durch warenförmige Dienstleistungen, für die viel Geld hingebblättert werden muss, eine Branche, die mit Milliardenumsätzen boomt.

So wie die Fremdbeherrschung, die Selbstbestimmung und die Fremdbestimmung dreierlei Arbeit hervorbringt, so auch dreierlei Verhältnis zum Geld. Die Fremdbeherrschung kauft für Geld, was sie beherrschen will und gibt sich damit den Schein von Rechtmäßigkeit.

Selbstbestimmung kann man sich in einem gewissen Grad zurückkaufen, wenn man über genügend Geld verfügt, um sich von der Lohnknechtschaft freizukaufen. Das ist das Schopenhauersche Modell. Schopenhauer äußerte sich zufrieden darüber dass ein bescheidenes Vermögen ihm ersparte, sich verdingen zu müssen (‚verdingen‘, was für ein Wort). Fremdbestimmung kann man für kein Geld der Welt kaufen.

Liebe C., Du hättest den Schopenhauerschen Weg gehen können um der Möglichkeit der Selbstbestimmung willen. Du hast anderen Weg gewählt, Du hast nach fremder Bestimmung Ausschau gehalten und seit langem gewußt, dass sie etwas mit Ivan Illich und mit seiner Hoffnung auf die bewegende Kraft der Freundschaft zu tun hat. Und weil Geld äußerst störend ist, wenn man fremder Bestimmung folgen will, hast Du Dich seiner entledigt und es der Aufgabe, zu der Du Dich hast bestimmen, also mit einer Stimme versehen lassen, hast zur Verfügung gestellt. Dafür ist Dir heute abend, und nicht nur heute abend herzlich zu danken, auch wenn Du es gern beschweigen willst. Aber auch Deinen Kindern gebührt Dank, dass sie Dir darin gefolgt sind. Du hast mich immer schon durch Deinen Mut beeindruckt, durch einen Mut, der nicht vor Kraft strotzt, und nicht auf Tüchtigkeitsgewißheit

---

<sup>8</sup> Z. Bauman a.a.O. S. 34.

gründet, sondern auf dem Vertrauen auf Deine Intuition, auf die Du, wie kaum jemand anderer zu hören weißt. Sie hat es Dir nicht immer leicht gemacht, sondern Dich oft auf schwierige Umwege geführt. Aber das hat Dein Vertrauen in sie nicht geschmälert. Und wer sagt denn, dass der kürzeste Weg zwischen zwei Wegmarken die Gerade ist.